



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Kaemmel, Otto: Virunum.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

puppten Nationalliberalen scheuen jene Unpopularität. Sie lieben die fortschrittliche Küche, aber nicht die fortschrittlichen Köche, sie möchten dem deutschen Volke die fortschrittliche Speise einflößen, aber sie möchten sie selber kochen. Und weil sie fürchten, daß das deutsche Volk diese Speise nicht mag — als „Gefinnungsniedertracht“ bezeichnete Herr Eugen Richter neulich den Widerwillen gegen diese Speise — so geben sie der Speise, die sie bereiten wollen, alle möglichen Namen, die sie auf der politischen Speisekarte finden, nur nicht den richtigen. Dieses Unternehmen, wenn wir irgend richtig beurtheilen, was in den Köpfen unseres Volkes vorgegangen ist und noch vorgeht, muß kläglich scheitern.



Virunum.

Ruinen zu sehen ist uns etwas beinahe Alltägliches und regt nur in seltenen Fällen zu tiefer gehenden Betrachtungen an. Anders schon wirkt die Vorstellung, daß da, wo jetzt nur Feld und Wiese und Wald sich breiten, einst in den Häusern und Straßen einer Stadt sich ein buntes, mannigfaches Leben geregelt habe. Denn kaum faßbar erscheint uns, die wir an die Stetigkeit des Culturfortschritts gewöhnt sind, der Gedanke, unsere Städte könnten dereinst in Schutt und Trümmer sinken, und das melancholische Zukunftsbild, daß Macaulay entwirft, indem er uns einen Bewohner Neu-Seelands vorführt, der von den halbzerstörten Pfeilern der Londonbrücke hinüberschaut nach dem letzten geborstenen Bogen von St. Paul inmitten eines ungeheuren Ruinenfeldes, den Resten der Weltstadt, die einst London hieß, dies Bild gilt uns für wenig mehr als für das Spiel einer geistreichen Phantasie. Und sieht man näher zu, so sind wirklich die Beispiele gänzlicher Verödung bedeutender Städte — kleine Niederlassungen können überall leicht verschwinden und sind in allen stürmischen Zeiten untergegangen — keineswegs so gar häufig. In den antik-classischen Ländern überwiegt die Zahl derjenigen Orte, die an derselben Stelle unter wenig veränderten Namen fortbauern, doch bei weitem die der verschwundenen. Niemals ist also hier die Continuität der Bevölkerung völlig unterbrochen, das Andenken an die Vergangenheit völlig ausgelöscht worden. Auch in den einst römischen Gegenden Deutschlands, in den Rhein- und Donaugebieten, bildet dies die Regel. Die römischen Festungen zwar versielen naturgemäß gewaltfamer Zerstörung oder allmählicher Verödung mit dem Untergange des Reiches, das

sie für seine Zwecke ins Leben gerufen hatte, die römischen Städte dagegen haben dies Schicksal viel seltener gehabt, und sehr selten haben sie deshalb auch ihre antiken Namen mit wirklich deutschen Benennungen vertauscht. Noch heute führen Orte wie Nymwegen, Bonn, Cöln, Remagen, Bingen, Mainz, Worms, Basel u. s. w. die alten Namen in germanisirter Form, und nur in wenigen Städten wie Straßburg (Argentoratum) sind sie durch rein deutsche ersetzt worden. Ganz dieselbe Wahrnehmung tritt uns in den Donauländern entgegen. Wenn in Augsburg, Regensburg, Passau, Linz, Wels, Wien auch nicht ein einziges Stück römischer Herkunft zu Tage gekommen wäre, der Klang dieser Namen allein schon würde dem Kundigen den antiken Ursprung dieser Städte verrathen. Von den Thälern der Ostalpen, dem alten Noricum, gilt Aehnliches. Das antike Celeia hat sich in Cilli (Slovenisch Celje), Pötvio in Pettau (Slovenisch Ptuj) verwandelt, und andere Niederlassungen größeren Umfangs, wie Salzburg, Laibach (Slovenisch Ljubljana), Vienz setzen, wenn auch mit veränderter Bezeichnung, antike Ortschaften historisch fort (Zuvavum, Emona, Aquontum).

Doch gerade auf diesem Boden begegnen uns im Alterthum mehrere bedeutende Plätze, deren Namen nicht nur den Umwohnern aus dem Gedächtnisse geschwunden sind, sondern die auch völlig verödeten und auf deren Resten oder in deren näherer Umgebung niemals Ortschaften neu entstanden, welche man als einen Ersatz für die zerstörten betrachten könnte. Die Dörfer auf oder bei den Trümmern von Flavia Solva bei Leibnitz an der Mur, Teurnia bei Spital an der oberen Drau, Virunum bei Klagenfurt können in keiner Weise den Anspruch erheben, das zu bedeuten, was jene antiken Städte ihrer Zeit bedeutet haben. Wären wir freilich für sie angewiesen auf die Nachrichten der alten Schriftsteller, so würden wir von ihnen allen nichts mehr wissen als den Namen und würden kaum die Stätte mit einiger Sicherheit bestimmen können, wo sie gestanden; doch fließen uns reichere und zuverlässigere Quellen, als es gelegentliche Notizen eines zuweilen nur mangelhaft unterrichteten Autors zu sein pflegen, in den Inschriften und den monumentalen Resten ihres Daseins.

Freilich nicht für alle drei genannten gleichmäßig, am reichsten unzweifelhaft für die an letzter Stelle genannte Stadt, für Virunum, die bedeutendste Römerstadt des gesammten östlichen Alpenlandes. Gegen 400 Inschriften, zahllose Geräthe und Münzen, ausgedehnte Trümmer und plastische Reste, dies alles bezeugt ein Dasein so reichlich und civilisirt, wie es nur irgendwo sonst in diesen Grenzlanden sich hat entfalten können. Noch haben systematische Ausgrabungen in größerem Umfange nicht stattgefunden, denn dem zunächst interessirten Institute, dem landständischen Museum zu Klagenfurt, fehlen die Mittel dazu, um so mehr als der Grund und Boden in Privatbesitz sich befindet; aber auch

so ist das Vorhandene, wie es zum großen Theile in jenem Museum aufbewahrt wird und, was die inschriftlichen Zeugnisse betrifft, nunmehr im Corpus inscriptionum latinarum (III, 1) sich vereinigt findet, bedeutend genug, um zu dem Versuche zu reizen, sich aus diesen zahllosen, an sich unscheinbaren Einzelheiten das Bild der verschwundenen Stadt wiederherzustellen.*)

Wer heute von Klagenfurt aus nordwärts fährt durch das weite grüne Thal der Glan, dessen üppige Maisfelder einen milderen Himmelsstrich ver-rathen, der sieht nach etwa einer halben Stunde das Thurmpaar einer stattlichen Kirche zu seiner Rechten auftauchen. Auf mäßigem Hügel, von den ansehnlichen Häusern eines Dorfes umgeben, ragt der große Bau, auf Stunden hinaus nach allen Richtungen hin sichtbar, inmitten eines kleinen Friedhofs, den eine hohe, aber jetzt theilweise überbaute Mauer einschließt. Das ist die Kirche zu Maria=Saal, das älteste Gotteshaus der Gegend, ja ganz Kärntens. Denn auf diesem Hügel baute Bischof Modestus, von Salzburg auf die Bitten des Slovenenherzogs Theitmar gesendet, zur Zeit König Pippins des Kleinen (752 bis 768) die erste Kirche in der Nähe der Herzogsburg. Längst ist der alte Bau zerfallen; der heutige gehört sogar mit Ausnahme des südlichen Thurmes, dessen massige Wände nur kleine romanische Fenster durchbrechen, der gothischen Zeit an, eine hochgewölbte, dreischiffige Kreuzkirche. An ihrer Südwand aber treten uns die ersten Zeugnisse des alten Virunum entgegen, mehrere kleine Reliefs, darunter ein Genius des Todes und die so häufig auf römischem Boden vorkommende Darstellung der die Zwillinge säugenden Wölfin, während Inschriftensteine in die Wand des Pfarrhofes eingemauert sind, und etwa eine Viertelstunde Wegs führt uns von hier zur wüsten Stätte des alten Virunum selbst. Nichts verräth dem flüchtigen Wanderer die Spuren der untergegangenen Stadt. Vor sich sieht er ein hügeliges Terrain, im Osten waldirge Höhenzüge, den Tölschacher Berg; von da aus dehnt sich nach Westen eine wellige Hochfläche, mit Wald und Feld bedeckt, einzelne Häusergruppen darauf, um dann in raschem, ziemlich steilem und hohem, größtentheils bewaldetem Abfall nach dem Glan-thale und der großen Straße sich zu senken. Wo heute der Pflug des kärntischen Bauern geht, da haben sich einst die Straßen und Plätze Virunums gebreitet in einem Umfange von etwa anderthalb Stunden. Aber nur niedriges Mauerwerk, das hier und da im Walde hervortritt, verräth das Dasein alter Wohnstätten, und wenn im Frühjahr die Saat aufsprießt, dann deuten gelblich gefärbte und weniger dicht bewachsene Streifen in ihnen die Stellen an, wo römisches Gemäuer unter dem Ackerboden liegt. Oder Pflug und Hacke stoßen

*) Für die monumentalen Reste vgl. außerdem Jabornegg-Altenfels, Kärntens Röm. Alterthümer.

auf Stein und Metall, dann steigt vielleicht ein plastischer Rest, eine Inschrift, ein geschmackvolles Hausgeräth ans Licht des Tages. So weiß auch das Volk ringsum von der versunkenen Römerstadt zu reden, wenn es auch ihren Namen nicht kennt.

In ganz derselben Lage ist freilich auch der Gelehrte, wenn er den Blick nordostwärts wendet. Dort ragt hoch über der hügligen Landschaft die flache Pyramide eines ansehnlichen, ganz isolirten Berges. Dichter Wald verhüllt heute seine Abhänge auf allen Seiten, von seiner Spitze schaut eine Wallfahrtskirche hernieder. Das ist der Magdalenen- oder Helenenberg, und auch er hat einst eine römische Niederlassung getragen, der Gipfel wahrscheinlich sogar eine starke Befestigung, deren Reste wenigstens die Grundlagen der uralten Mauer zu sein scheinen, welche die Kirche umgeben. Denn die einwandernden Slaven haben hier die Trümmer einer antiken Festung vorgefunden; darauf deutet der Name des nächsten Gehöftes, das unter ihrem Schutze erbaut worden, Grabischnigg, d. i. der Schloßbauer. Den Namen aber dieses Platzes weiß keine Ueberlieferung und kein Inschriftenstein bis jetzt zu melden, und sie als einen Theil von Virunum zu betrachten verbietet die immerhin nicht unbedeutende Entfernung, wenn auch beide Orte zu einander in engster Beziehung gestanden haben müssen.

Erwägt man die Anlage Virunums auf einem umfänglichen Plateau mit fast nach allen Seiten rasch abfallenden Rändern, so wird man unwillkürlich an gallische Stadtanlagen erinnert, wie sie Cäsar, freilich großartiger, etwa in Mesia oder Gergovia vor sich sah. Diese Position schützte Virunum ebenso vor einem kriegerischen Angriff wie vor den Ueberfluthungen der Glan, in deren zum Theil noch heute versumpfter Thalebene, dem „Zollfelde“, bedeutende Orte überhaupt kaum liegen. Und Kelten sind es auch ohne Frage gewesen, die hier zuerst sich ansiedelten und auch den vorüberziehenden Fluß benannten (kymr. glân, rein, hell). Denn als die Römer Noricum eroberten oder vielmehr wenigstens größtentheils friedlich occupirten (15 v. Chr.), da hielten schon seit etwa vier Jahrhunderten die keltischen Taurischer das Land besetzt, und gerade dieser Strich Kärntens nach der steirischen Grenze zu um Noreja war das Herz ihres Gebietes. Auf keltischer Grundlage also hat sich auch hier die römische Civilisation angesiedelt und hier wie anderwärts eine eigenthümliche römisch-keltische Mischcultur ins Leben gerufen, die in Gallien nach Th. Mommsens feiner Bemerkung die Grundlage der mittelalterlichen Bildung geworden ist. Von diesem Gesichtspunkte aus werden auch die unscheinbaren Reste Virunums interessant, denn die Elemente dieser Mischcultur lassen sich hier sehr deutlich nachweisen, während in den großen Lagerstädten an der Donau das römische Wesen fast ausschließlich geherrscht hat.

Gewiß hat sich auch in und um Virunum die Wucht der römischen oder

besser der Mittelmeercivilisation sehr nachdrücklich fühlbar gemacht. Die Stadt lag an der großen Straßenlinie, welche die Adria und Italien mit der Donau verbindet und erst in der neuesten Zeit durch die Eröffnung der Kronprinz-Rudolf- und der Pontafel-(Pontebba-)Bahn wieder zur Geltung gebracht worden ist. Von Aquileja her, der Vorgängerin des heutigen Triest, führte die große Römerstraße das Thal der Fella hinauf über Pontafel und Villach am Wörthersee vorüber nach Virunum und dann über die niedrige Wasserscheide zwischen Gurf (Drau) und Mur weiter nach Zubavum (Salzburg) und Obilava (Wels). Spätestens unter Kaiser Claudius (41—54 n. Chr.), der Zubavum und Virunum mit römischem Stadtrecht bewidmete, mag sie ausgebaut worden sein, aber anderthalb Jahrhunderte vor ihm bereits hat ein römisches Heer diese Linie betreten, um bei Noreja (vielleicht identisch mit dem steirischen Neumarkt) von den Cimbern sich schlagen zu lassen (113 v. Chr.). Eben die Nähe dieses Hauptortes des norischen Eisenbergbaues war es, welche Virunum eine noch weitergehende Bedeutung verlieh. Hier hatten, wie es scheint, die kaiserlichen Aufsichtsbeamten für den wichtigen Betrieb, die procuratores ferrariarum Noricarum, ihren Sitz, hier lebten gelegentlich auch die Pächter (conductores) der Eisengruben. Es war also natürlich, daß sich hier ein beträchtliches Beamtenpersonal ansammelte, daß große kaiserliche Kassen sich hier befanden, wie denn Zahlmeister, Kassirer und Secretäre des norischen Staatsfiscus (dispensator, arcarius, tabularius regni Norici oder patrimonii regni Norici) und andererseits die Verwalter der fünfprocentigen Erbschaftssteuer, einer der ergiebigsten Einnahmequellen des Kaisers (procurator vigesima hereditatum), erwähnt werden. Die römische Reichspost, welche namentlich in der späteren Kaiserzeit, freilich fast ausschließlich für das Staatsinteresse, eine so bedeutende Ausbildung erfuhr, mußte dann weiter dazu beitragen, Virunum an Italien zu knüpfen. Zufällig ist uns gerade aus Virunum der Name eines kaiserlichen Postmeisters erhalten (praefectus vehiculorum); der Mann hieß Alpius Gaianus und hat seinen Namen dadurch auf die Nachwelt gebracht, daß er dem vielverehrten iranischen Lichtgotte Mithras einen Stein setzen ließ.

Wenn es dann richtig ist, daß der Magdalenberg eine römische Befestigung trug, so hat frühzeitig hier auch eine kleine römische Besatzung gelegen, die von dem weitumschauenden Gipfel des Berges aus die ganze Gegend auf Meilen hinaus, vor allem die große Straße beherrschte.

Doch das römische Element hat sich hier keineswegs auf kleine Colonien von Beamten und Soldaten beschränkt. Vielmehr hat sehr frühzeitig die Zuwanderung bürgerlicher Ansiedler aus Italien begonnen. Denn einzelne Inschriften weisen durch den Charakter ihrer Buchstaben oder durch sprachliche Eigenthümlichkeiten auf die Zeit des Augustus hin, wie dasselbe beiläufig auch

von Celeja gilt, und niemals würde ohne solche Zuwanderung, die naturgemäß beständig fortbauerte, die Erhebung Virunums zu einer römisch organisierten Gemeinde so rasch erfolgt sein, als es in der That der Fall gewesen sein muß. Schon unter Tiberius (14—37 n. Chr.) haben hier zahlreiche Eingeborene das römische Bürgerrecht empfangen, daher denn unter den Virunensern die Tiberii Julii überwiegen, dem Brauche der römischen Kaiserzeit zufolge, nach welchem die Neubürger in den Provinzen gewöhnlich den Geschlechtsnamen des jeweilig regierenden Hauses sich beilegte; Claudius, wenn nicht schon Tiberius, hat dann dem Keltenorte, der den Römern rechtlich nur als ein Dorf galt, die römische Stadtverfassung und den Namen des Claudischen (Claudium Virunum) gegeben. Seitdem regierten diese Stadtgemeinde nach römischem Vorbilde die „Zweimänner für die Rechtsprechung“ (duoviri iure dicundo), Aedilen für die Polizei, Quästoren für die Finanzen, alle aus dem Stande der Decurionen, der den Senatoren entsprach und wie diese in einem Senate sich zusammensand. Das platte Land, das ihr als Gebiet überwiesen worden, war des römischen Bürgerrechtes nicht theilhaftig, höchstens des latinischen Rechts; nur dann konnte ein Bewohner desselben es erlangen, wenn er zur städtischen Aedität aufrückte. Gerade dadurch, daß das römische Staatsrecht die Ertheilung der civitas abhängig machte von dem völligen Eingehen in das römische Wesen, wie es die Uebernahme eines städtischen Amtes voraussetzte, hat es diese Stadtgemeinden im Barbarenlande zu einem mächtigen Werkzeuge der Romanisirung gemacht.

Ein anderes nicht minder kräftiges Werkzeug besaß das Reich im Militärdienste. Den Provinzialen, welche das Bürgerrecht noch nicht besaßen, stand der Eintritt in die Hilfstruppen offen, den Bürgern unter ihnen der in die Legionen, ja sogar in die Gardien. Sehr zahlreich sind denn nun auch diejenigen Virunenser, welche in allen Theilen der alten Welt den römischen Adlern folgten. Da dient einer in der ersten Aelischen Bretonencohorte, die am Ende des ersten Jahrhunderts in Pannonien garnisonirte, ein anderer in der ersten thrakischen Ala, welche abwechselnd in Britannien, in Nätien und an der österreichischen Donau stand. Als später Mark Aurel eine besondere norische Legion unter dem Namen der zweiten italischen errichtete, scheint sie zur Lieblingstruppe wie der Noriker überhaupt so der Virunenser insbesondere geworden zu sein: nicht weniger als elf von ihnen werden als Soldaten oder Offiziere dieser Legion genannt. Aber sie stehen ebenso gut als Krieger der dritten italischen auch am Hadrianswall in Nätien oder sie bewachen in der fünften macedonischen das von Trajan eroberte Dacien. Und wie wurden sie im weiten Reiche umhergeworfen! Ein Valerius Quintius, der erst in der zweiten italischen Legion zu Lauriacum (bei Enns) diente, stand dann in der dritten gleichen Namens an der oberen Donau und starb schließlich als Führer einer Cohorte der dritten

Augustischen Legion im heißen Lambäsa am Atlas. Noch bezeichnender für das willige Eingehen der Noriker in römisches Wesen ist ihr häufiger Eintritt in die Gardien, zu denen bis auf Septimius Severus (193—211) außer Italikern nur noch Macedonier und Noriker genommen wurden: schon unter Claudius oder Nero diente ein L. Cantoniuss aus Virunum in der ersten prätorischen Cohorte.

Auch an den blutigen Kriegen der Kaiserzeit ist diesen Virunensern ihr voller Antheil nicht erspart geblieben. Noch ist ein Stein erhalten, den zwei Soldatenwitwen gemeinsam ihren gefallenen Männern gesetzt haben: der eine, unlesbaren Namens, hat seinen Tod gefunden, als die bürgerliche Niederlassung (*canapa*), welche sich an große Standlager zu schließen pflegte, überfallen wurde, der andere ist mit 70 Jahren im Kampfe geblieben, beide gegen die „Barbaren“. Einer anderen Inschrift meint man trotz ihrer schmucklosen Worte den Schmerz noch anzuhören, der sie dictirt hat: der Vater Veponius Avitus hat sie dem Sohne Quartinus, einem Soldaten der zweiten italischen Legion, errichtet, der 35 Jahre alt im vierten Dienstjahre auszog und nicht wiederkam: „vermisst im dacischen Kriege.“ Gewann aber einer nach langer Dienstzeit den ehrenvollen Abschied, der sich bei den Hilfstruppen regelmäßig mit der Verleihung des Bürgerrechts, bei den Legionären häufig mit der Ueberweisung von Ackerland verband, und kehrte er dann, falls er es nicht etwa vorzog, sich in der Nähe seiner alten Garnison anzusiedeln, in seine Heimat zurück, so war er gewiß völlig zum Römer geworden und einem specifischen Stammesbewußtsein völlig entwachsen. Ja es wurde dafür gesorgt, diese Veteranen auch weit über ihre Dienstzeit in besonderen Vereinen hinaus zusammenzuhalten. So bestand auch in Virunum ein Veteranenverein (*collegium veteranorum*), dessen Quästor C. Vettius sammt seinem Bruder Quintus ein stattliches Denkmal mit der Nachbildung ihrer Ehrenzeichen von den Erben gesetzt erhielten, und Veteranen der verschiedensten Truppentheile werden auf den Virunenser Inschriften häufig genug genannt. Sie bildeten zusammen mit den italischen Einwanderern und den begüterten Provinzialen den festen Kern der romanischen Bevölkerung, die durch Interessen und Sympathien mit dem Ganzen des Reiches eng verknüpft war.

Stark genug also waren unzweifelhaft die direct oder indirect vom römischen Staate ausgehenden Einflüsse, um diese Noriker umzuformen, sie zu „romanisiren“. Haben diese Einflüsse nun wirklich das einheimische Wesen vollkommen überwältigt, haben sie in der That die Eingeborenen dazu gebracht, ihre Ueberlieferungen in Sprache, Sitte und Religion zu Gunsten der fremden Vorbilder aufzugeben?

Schon oben ist gesagt worden, daß die Bevölkerung des platten Landes, d. h. also die ganz überwiegende Mehrzahl überhaupt, des römischen Bürgerrechtes entbehrte. An der Verwaltung der Gemeinde nahm sie also gar keinen

Antheil, am Militärdienste nur in den Reihen der halbbarbarischen Hilfstruppen. Der Verkehr führte sie allerdings vorübergehend in die römisch geordnete Stadt und brachte sie in Verbindung mit Römischgebildeten, nöthigte sie also auch das Lateinische zu reden. Aber um die Einzelheiten der Verwaltung pflegte die römische Regierung sich überhaupt nicht zu kümmern, und eines gewaltigen Mittels nationaler Propaganda hat sie sich niemals bedient: der Schule und des schulmäßigen Sprachunterrichts. Unter solchen Umständen konnte sich das norisch-keltische Wesen sehr wohl bis zu einem gewissen Grade behaupten. Und es hat dies auch gethan, nicht nur in solchen Strichen, wo niemals eine römische Stadtgemeinde bestanden hat, wie z. B. im nördlichen Steiermark, sondern auch in und neben römischen Städten und gerade in Virunum. Zeugniß dafür legen zunächst die hier in Menge auftretenden keltischen Personennamen ab; es giebt nicht wenige Familien, in denen kein einziger Name römischen Ursprungs vorkommt. Da heißt etwa die Mutter Coma, ihr Vater Lotto, die Tochter Atunia, oder Concommus, der Sohn des Senogus, vermählt sich mit Boniata. Andere Familien zeigen sich in der Romanisirung begriffen, die zunächst in der Annahme römischer Namen sich äußerte und später vielleicht zur Gewinnung des Bürgerrechtes führte. Da heißt einer aus Virunum Adnamato, den Sohn nennt er bereits Sertus. Er heirathet wiederum eine einheimische Frau, Namens Bonis, die Tochter des Anbusulus, giebt aber seiner Tochter den römischen Namen Spora und vermählt sie mit einem Stadtrömer, S. Antonius Verus. Hier ist die civitas noch nicht erworben worden. Dagegen ist dies sichtlich der Fall bei Tiberius Julius Buccio, dessen Vater noch rein keltisch Abgeleius heißt, der aber selbst seinen einheimischen Namen als cognomen (Beinamen) neben dem stolzen römischen Julius führt. Da auf zehn kurzen Grabchriften, welche 1877 und 1878 zu Tage kamen, und zwar meist am Helenenberge, sind unter 19 mit Namen aufgeführten Personen nicht weniger als 13, die entweder ganz oder halb keltisch sich nennen.

Wer so verfuhr, bei dem kann gewiß von einer völligen Romanisirung nicht wohl die Rede sein; im Festhalten der einheimischen Namen liegt auch ein Festhalten einheimischer Ueberlieferung. Und zu dieser gehörte vor allem auch die Sprache. Zwar haben wir nicht eine einzige Inschrift in keltischem Idiom aus Noricum, aber solche sind auch in Gallien verhältnißmäßig sehr selten; und wer den Göttern oder verstorbenen Angehörigen Steine setzte, der bediente sich des officiellen Lateins. Doch die Fortdauer der keltischen Sprache geht positiv aus den völlig unrömischen Flexionsendungen nicht weniger Personennamen hervor, während ihnen im allgemeinen eine lateinische Form gegeben wird; von den 27 überhaupt nachweisbaren Beispielen stammen 11 aus Virunum. Freilich wurde das norische Keltisch vom Latein zurückgedrängt auf die Stufe eines bloßen

Volksdialekt, um dessen Pflege sich niemand kümmerte, ja auf den die römisch=gebildeten Noriker wahrscheinlich selbst mit ähnlicher Geringschätzung herabsahen, wie früher etwa der französirte Straßburger auf das treuherzige Alemannisch des elsässer Bauern; doch behauptet hat er sich jedenfalls während der ganzen römischen Kaiserzeit, so gut wie die gallische Sprache in ihrer Heimat.

Auch die norische Götterwelt wurde von der römisch=orientalischen nicht völlig verdrängt. Selbst in und um Virunum genossen die Göttin Belestis und Belinus, der Schutzgott der norischen Eisenminen, der in apollinischer Jugendschöne prangend die Gaben des Feldes als Opfer sich gefallen ließ, eifriger Verehrung, neben ihnen Noxia, die Stammesgottheit der Noriker, die später gelegentlich mit der ägyptischen Isis vermischt wurde.

Aber gerade auf diesem Gebiete tritt vielleicht stärker als sonstwo der Charakter der Mischkultur hervor. Den mehr äußerlichen Einflüssen gegenüber, wie sie das römische Staatswesen direct oder indirect, mit mehr oder weniger Berechnung in Anwendung bringen konnte, hat das keltische Wesen eine gewisse Zähigkeit bewiesen; den rein culturellen Einwirkungen der Mittelmeercivilisation hat es nichts Ebenbürtiges entgegenzusetzen vermocht.

Römisch mußte die ganze Bildung sein. Wer in Virunum vorwärts wollte, der schickte seinen Sohn zu einem römischen Schulmeister. Dort lernte er neben correctem Gebrauche des Latein wohl auch Verse machen, wie einem Gebildeten gebührte. Von solchen Leistungen virunensischer Poesie ist selbst die späte Nachwelt nicht ganz verschont geblieben. Ein inschriftlich erhaltenes Distichon feiert ein junges Mädchen, dessen Grab es bezeichnet, als den „Liebling der Muses“ und die „Lust der Grazien“, wemgleich die römischen Muses an dieser poetischen Leistung manches auszusetzen finden mußten. Weiter drang der ganze Strom römisch=griechischer Mythen in die empfängliche Seele des Norikers, und selbst die einheimischen Götter verblaßten hinter den glänzenden Gestalten der fremden. Auch der Virunenser lernte zu Juppiter und Mercur, zu Victoria und Fortuna beten, mit besonderer Andacht aber zu Mithras, dessen strenge und düstere Religion zunächst die militärischen, dann auch die bürgerlichen Kreise des sinkenden Reiches mit zauberischer Gewalt fesselte. In Virunum selbst gab es ein Mithrasheiligthum, dessen Trümmer beim Schlosse Töltschach noch erhalten zu sein scheinen; zweimal ist es von andächtigen Verehrern des Gottes wiederhergestellt worden, im Jahre 238 von ein paar kaiserlichen Finanzbeamten orientalischer Abkunft und dann wieder 311 vom Statthalter des binnenländischen Noricum Aurelius Hermodorus, nur ein Jahr zuvor, ehe der Sieg Constantins über Maxentius an den Saxa rubra auch den Triumph des Christenthums im Westen entschied. Zahlreiche Steine sind in Virunum dem fremden Gotte gewidmet worden, darunter einer vom kaiserlichen Postmeister Ulpus Caianus

Auch der syrische Juppiter Dolichenus und der ägyptische Serapis haben hier Verehrer gefunden. Wollte aber ein Noriker seiner Andacht Genüge leisten, so that er es ganz in römischer Weise; er bekundete durch Denksteine, daß er ein Gelübde übernommen und gelöst habe. Und kam es zum Sterben, so setzte er nach dem Vorbilde seiner Herren den Todten einen Stein zum Gedächtniß. Dieser Sitte verdanken wir bei weitem das meiste von dem wenigen, was wir von Virunum wissen. Denn sehr kurz zwar sind diese Grabschriften fast immer, aber sie geben wenigstens den Stand und mitunter auch das Alter oder einige Lebensumstände des Verstorbenen an, und zuweilen lassen sie in einem herzlichen Beiwort die Liebe der Hinterbliebenen zu den Geschiedenen hervortreten; „dem besten Gatten,“ „dem unbescholtensten Manne,“ „der theuren, der züchtigen Gattin“ sind die Steine gewidmet. Mitunter möchte man eine ganze Familiengeschichte aus diesen kargen Zeilen herauslesen. Da hat z. B. ein geborener Stadtrömer, C. Mestrius Athenio, eine Bürgerin der großen Handelsstadt Aquileja geheirathet und ist mit ihr nach Virunum gezogen, aber nur, um dort seine Frau im 25. Jahre ihres Alters und den dreijährigen Sohn mit ihr zu begraben. Ähnliches Leid hat ein Virunenser des Namens Jugenus erfahren, der seine Frau Băbia Secunda im Alter von noch nicht 17 Jahren verlor und nun gemeinschaftlich mit den Schwiegereltern „der theuersten Gattin“ einen Denkstein setzte.

Auch alles, was mit geselliger Unterhaltung zusammenhing, war von römischem Brauche beherrscht. Zwar haben sich von Theater oder Circus bisher in Virunum so wenig Spuren gefunden wie sonst in Noricum, aber an Schaulstellungen von Gladiatoren und Tänzerinnen hat es gewiß nicht gefehlt, sonst würde man ihnen nicht in heimischen Darstellungen hier wie anderwärts begegnen.

Wenn aber in Bildung, Glauben und Sitte zu Virunum die römische Weise überwog, wie hätte dies vollends da anders sein können, wo die antike Civilisation sich am sichtbarsten und gewinnendsten entfaltete, auf dem Gebiete künstlerischer und gewerblicher Thätigkeit! Was wollte doch — ausgenommen etwa die altüberlieferte Bearbeitung der Metalle, besonders des Eisens — gegenüber ihrer hochentwickelten Technik, ihrem vollendeten Geschmack das wenige bedeuten, was einheimische Uebung etwa zu Stande brachte! So tritt uns denn in den zahlreichen Fundstücken durchaus italische Civilisation entgegen. Römisch war der Comfort, mit dem der gebildete Virunenser sich umgab. Dem immerhin schon rauhen Klima gemäß versah er sein Haus mit jenen trefflichen unterirdischen Heizungsanlagen (Hypocausten), die den Römerbauten der nordischen Länder selten fehlen; er umgab sich mit reichlichem, geschmackvollem Hausgeräth vom derben Thongeschirr bis zur Schale aus vielfarbigem Glas oder feinsten terra sigillata. Marmorstuck oder Mosaiken bedeckten den Fußboden seiner

Brunkräume wie in Pompeji, Wandmalereien schmückten die Wände, oder sie wurden mit dünn geschnittenen, feingepolirten Platten prachtvollen, vielfarbigen Marmors bekleidet, der vielleicht aus Italien oder Nord-Afrika stammte. Auch plastische Kunstwerke wollte der Virunenser nicht missen. Was an Grabsteinen derart hervortritt, verräth freilich in den meisten Fällen sehr handwerksmäßige Ausführung heimischer Steinmetzen, aber auf der anderen Seite sind die schönsten statuarischen Reste, welche die Ostalpenlande aus dem Alterthume aufzuweisen haben, gerade hier zu Tage gekommen, zufällig, wie fast alles auf diesem Boden: so drei trefflich gearbeitete athletische Figuren etwa in halber Lebensgröße, ein Hermes Logios in Bronze, das Bruchstück wahrscheinlich eines tanzenden Faun von carrarischem Marmor, die Porträtstatue eines Knaben in guter Ausführung u. a. Auch an öffentlichen Gebäuden hat es nicht gefehlt: die Reste eines Bades und einer Basilica (Gerichtshalle) glaubt man mit ziemlicher Sicherheit gefunden zu haben; daß Göttertempel vorhanden waren, versteht sich von selbst.

Kurz, alles verräth ein Dasein, welches an Behaglichkeit und künstlerischer Veredlung sicherlich dem in keiner Provinzialstadt nachstand, die meisten wahrscheinlich übertraf. Und wie schön war doch die Lage der Stadt! Von ihrer Höhe schweifte der Blick nordwärts zum Magdalenenberge mit seiner Festung, westwärts über das breite grüne Thal der Glan, und die Heerstraße, welche Wagen und Kofse, Reiter und Fußgänger, dann und wann auch eine Heeresabtheilung belebten, hinüber zu grünen bewaldeten Hügeln, über die wiederum der Ulrichsberg seinen abgestumpften Ke gel erhebt. Im Süden aber fesselte das Auge die zackige Kette der Karavanken, grauweiß im hellen Lichte des Tages, mattrosa gefärbt von der sinkenden Sonne und in dunkles Blau sich hüllend, wenn die Schatten des Abends sich darüber lagerten, oder dem Anblick ganz entzogen durch tiefschleifendes Regengewölk. Wer dies Virunum in seiner besten Zeit, im ersten und zweiten Jahrhundert unserer Zeitrechnung, betrat, der hatte denn auch sicherlich den Eindruck einer durchaus italischen Stadt. Italisch war die Bauweise und die Ausschmückung der Häuser, italisch vielfach Glaube und Sitte, Sprache und Bildung, italisch vor allem staatliche und städtische Ordnung. Was Jahrhunderte später in diesen Ostalpenlanden so bemerkenswerth hervorgetreten ist, der Einfluß italienischer Kunstübung und italienischen Glaubens, was noch heute z. B. Salzburg seinen architectonischen Charakter aufdrückt und die österreichischen Lande bei der römischen Kirche erhalten oder ihr zurückerobert hat, das ist ganz ähnlich schon einmal in der römischen Kaiserzeit vorhanden gewesen, und die norischen Kelten hatten diesem südländischen Einfluß unvergleichlich viel weniger entgegenzusetzen, als die deutschen Oesterreicher des 16. und 17. Jahrhunderts. Kein Wunder, daß sie ihm erlagen, mindestens da, wo

er am stärksten und gewinnendsten auftrat, in und bei städtischen Mittelpunkten wie Virunum einer war. Daß trotzdem einheimisches Wesen in Glaube und Sprache sich selbst hier vielfach behauptete, ist ein zwingender Beweis für seine viel stärkere Fortdauer in solchen Gegenden, wohin die antike Civilisation nur in schwachen Bächen rieselte. Eine römisch-keltische Mischkultur war es doch im wesentlichen überall, mit bald stärkerem, bald schwächerem Hervortreten des römischen Elements, und als römische Sprachinseln lagen die Städte inmitten einer im wesentlichen keltisch redenden Landbevölkerung, der das Latein nur wenig geläufig war.

Gern möchten wir wissen, wie dieses Virunum sein Ende gefunden, wie es so völlig hat veröden können, daß nur zerfallende Trümmer hier und da noch über den Boden ragen, wie die Tradition so vollständig unterbrochen werden konnte, daß auch der Name verschwand und keine mittelalterliche Ansiedlung die antike fortgesetzt hat. Alles dies deutet auf eine gewaltsame plötzliche Zerstörung, und der bemerkenswerthe Umstand, daß in den Ruinen am Fußboden der Häuser häufig Lagen kohlschwarzer Erde sich finden, kleine Kohlentheile, rothoxydirte Nägel und geschmolzenes Glas, läßt vermuthen, daß ein großer Brand die Gebäude zerstört hat. Zu welcher Zeit Virunum in Feuer und Rauch untergegangen sein mag und durch welchen Feind, darüber verweigert jedoch die Geschichte jede sichere Auskunft. Die germanische Völkerwanderung hat auch Noricum hart betroffen, und daß eine Stadt, die wie Virunum an der großen Heerstraße zwischen Italien und der Donau lag, dabei schwer leiden mußte, liegt auf der Hand. Eine völlige Verwüstung aber in dieser Zeit scheint um deswillen schwer glaublich, weil die Berichte aus derselben ihrer mit keiner Silbe gedenken, während doch die ravenatische Chronik der Zerstörung des ungleich fernerer Savaria (Steinamanger) durch ein Erdbeben im Jahre 455 ausdrücklich erwähnt. Auch haben sich die Städte des viel ausgesetzteren Donauufers durch alle Stürme bis in die zweite Hälfte des 5. Jahrhunderts, ja theilweise viel länger behauptet. Nach 476 traten dann für das innere Noricum auf mehrere Jahrzehnte leidlich geordnete Verhältnisse ein, bis mindestens zum Tode Theodorichs (526). Der ostgothischen folgte hier erst die fränkische, später die byzantinische Herrschaft bis zum Einbruche der Langobarden 568. War Virunum vor 476 nicht zerstört, in den nächsten 80—90 Jahren hat es dies Schicksal schwerlich erlitten. Dann aber wird kaum eine andere Annahme übrig bleiben, als daß der gewiß schon hart mitgenommenen und entvölkerten Stadt die in der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts einbrechenden Slovenen das Ende in den Flammen bereitet haben, wie es von Teurnia, dessen Bischof noch im Jahre 591 erwähnt wird, fast unzweifelhaft ist. Seitdem bedeckte die zerfallenden Ruinen Gebüsch und Wald, und auch der Name verscholl.

Wir schließen diese Skizze mit einem Wunsche. Möge es die österreichische Archäologie, die erst vor kurzem an der Wiener Universität sich ein neues Institut geschaffen, bald als ihre Aufgabe betrachten, eine systematische Aufgrabung und Durchforschung der Trümmer Virunums vorzunehmen. Es giebt kein Land, wo mehr Eifer und Geschick für die Erkenntniß mittelalterlicher und neuzeitlicher Kunstdenkmäler aufgeboten würde und das ein trefflicheres Centralorgan für diese Forschungen besäße als Deutsch-Oesterreich. Eine versunkene Römerstadt aber, bei der keine moderne Bebauung die Nachgrabungen hindert, nur Feld und Wald die Reste decken, ist gewiß der Aufmerksamkeit werth. Ein Pompeji freilich wird man nicht finden, aber nach dem Bisherigen darf man wohl mit Sicherheit Kunstwerke mannigfacher Art erwarten und wird vor allem über die ganze Anlage einer der bedeutendsten Römerstädte auf nun deutschem Boden ins Klare kommen.

Dresden.

Otto Raemmel.

Gottfried Keller.

Von Adolf Stern.

1.

In keiner zweiten Literatur sind die individuellen Verschiedenheiten des Talents und der persönlichen Dichtererrscheinung so groß und tiefgehend wie in der deutschen, bei keinem zweiten Volke sollte die Gewöhnung an die Vielartigkeit der Begabungen und Naturen eine so allgemein verbreitete sein wie bei uns Deutschen. Gleichwohl empfinden wir jeden Tag, daß ein großer Theil des Publikums und ein nicht unbeträchtlicher Theil der Kritik sich fort und fort in höchst einseitigen Vorstellungen über die Eigenart und die Erscheinungsformen des poetischen Talents bewegen. Wollte man nach Paradoxen haschen, so ließe sich sagen und bis zu einem gewissen Punkte erweisen, daß ein Theil der Deutschen seine Dichterideale wo nicht gar nach der Sammerfigur des Lorenz Kindlein in Kogebues „Armen Poeten“, so doch nach dem Bilde des braven, frommen Gellert einerseits und dem des jugendlich enthusiastischen Theodor Körner andererseits formt und dann regelmäßig enttäuscht ist, wenn ein Dichter mit keinem Zuge an einen dieser beiden erinnert. Die hohe Tageskritik aber, die natürlich sehr wohl weiß, daß die poetischen Darsteller der Welt mannigfaltig sind und sein müssen, wie die Welt selbst, hat wechselnde Lieblingsnei-